

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rastatter Wochenblatt. 1806-1896 (1896) Rastatter Unterhaltungs-Blatt

(15.9.1896) Unterhaltungs-Blatt

Das blaue Herz.

Von Karl Ed. Klopfer.

I.

In einem Seitengäßchen der Münchener Vorstadt befand sich zwischen allerlei Kramgeschäften ein kleiner Friseurladen. Das Schild über dem im Winde baumelnden, messingenen Barbierbecken war in dem trüben Lichte des beginnenden Februarabends schwer zu entziffern. „Ludwig Dingelmann, approb. Bader und Coiffeur“ hieß es da.

Hinter der Glasscheibe der Eingangstür stand der Signer dieses Namens, Herr Dingelmann, und blickte mit kummervollem Gesicht in die Dämmerung hinaus.

„Wie ist's, Meister, soll ich nicht Licht machen?“ fragte der Lehrjunge vom Hintergrund des Ladens her, wo die beiden Glasschränke mit den Parfümerieen im Verein mit einem dunkelrothen Nipsvorhang dazwischen eine Art von Kämmerchen bildeten.

„Nein, Nazi, wir wollen das Gas sparen,“ seufzte der Meister, „man kann ja anzünden, wenn Jemand kommen sollte.“

Der Nazi nickte verständnisvoll, als ob er sagen wollte: Natürlich, es kommt ja doch keine Kaze; man könnte eben so gut gleich schließen. Dann lehnte er sich an eines der Marmortischchen vor den Wandspiegeln und betrachtete melancholisch seine langen Beine, denen die Hosen beträchtlich zu kurz waren, und sein geflicktes, abgeschabtes Röckchen, das der Körper in seinem Drange, die Entwicklung zum Jüngling zu vollenden, täglich rückwärtsloser auf die Festigkeit der Nähte prüfte.

„Aber die Flamme im Schaufenster könnte man doch wenigstens anzünden!“ meinte er nach einer Weile, die überlangen Arme schlenkernd, die sich so gern beschäftigt hätten.

„Meinetwegen!“ —

Fünf Minuten später brachte Meister Dingelmann insofern etwas Abwechslung in seine gezwungene Unthätigkeit, als er statt durch die Thür — durch das Schaufenster seine trostlosen Observationen anstellte.

Wie traurig sah es jetzt in der Auslage aus, seitdem sie der Gerichtsvollzieher ihrer

vorzüglichsten Zierde, der schönfrisirten Wachsbüste, beraubt hatte! Mit grimmigem Lächeln schielte Meister Dingelmann auf das zwischen einigen Perrückenstöcken ruhende Glasschildchen herab, das da mit seinen im Lichte der Gaslampe flimmernden Goldbuchstaben der Welt verkündete, daß man hier das Haarfärben „nach der neuesten Methode“ verstehe und Damen „in und außer dem Hause“ frisirt werden könnten.

Als ob es für Meister Dingelmann überhaupt jemals eine Damentundschaft gegeben hätte! Jetzt im Karneval hatten seine Berufsgenossen alle Hände voll zu thun, nur zu ihm, in dieses öde Gäßchen, verirrt sich kein Mensch. Seitdem sie dort drüben in der Hauptstraße die große Kaserne demolirt hatten, die ihm noch Kunden zugeführt, war das Geschäft gänzlich auf's Trockene gesetzt worden.

Das Gäßchen war wirklich wie ausgestorben; es ging nicht mal Einer an diesem Schaufenster vorüber. Aber ja — gerade jetzt. . . Ah! Und der Mann blieb sogar stehen und blickte durch die Glasscheibe. Was gab es denn da Anziehendes zu betrachten?

Meister Dingelmann hätte den Passanten, einen eleganten Herrn in Pelz und Cylinderhut, gerne mit einer einladenden Geberde darauf aufmerksam gemacht, daß er jetzt „gerade Zeit habe“, ihm die sorgfältigste Bedienung zu widmen; aber der fachmännische Blick des Friseurs hatte sofort konstatiert, daß der Herr neben seinem glänzend schwarzen Schnurrbarte auf das Tadelloseste rasirt und sein pechschwarzes Haupthaar so kurz als möglich verschnitten war. Bei dem war also keinesfalls was zu verdienen.

Oder sollten wirklich die paar armseligen Pommadestangen und Seifenschachteln im Fenster seine Kauflust reizen? Seine lebhaften Augen musterten wenigstens mit hartnäckigem Interesse die da zur Schau gestellten Dinge und hoben sich jetzt mit scharfem Forscherblick zu dem betäubten Antlitz des „approbirten Baders und Friseurs“ empor, das ihnen aus dem dunklen Innenfenster entgegen sah.

Nun konnte Dingelmann doch nicht umhin, eine grüßende Verbeugung zu machen. Der

Herr draußen veränderte jedoch keine Miene, wandte sich und verließ das Schaufenster — natürlich, um seinen Weg fortzusetzen.

Doch nein! — Den nächsten Augenblick ertönte die Klingel unter der sich öffnenden Ladenthür und der elegante Fremde trat ein.

Jetzt hatte Nazi die längst ersehnte Gelegenheit, seine Flinkheit zu zeigen. Wuppdi! stand er schon auf dem Stuhl und ließ in der nächsten Sekunde die beiden Gasflammen an der Decke aufzischen, während sein Prinzipal sich dem Zufallstunden mit der Grandezza eines Tanzmeisters zur Verfügung stellte.

„Sie frisiren auch Damen?“ näselte der im Pelz, den Cylinderhut in den Nacken schiebend und den Griff seines Regenschirmes unter's Kinn stemmend.

„Gewiß — selbstverständlich!“

„Und können auch — Haarfärben, wie Sie da draußen ankündigen, wie?“

„Sie sollen auf das Prompteste bedient werden, mein Herr.“

„Ich meine das Färben von Frauenhaar, verstehen Sie mich wohl!“

„Das ist sogar — meine Spezialität,“ hauchte Dingelmann, nur durch das Bewußtsein beklommen, daß es mit seinem Vorrath an Tinkturen zu dieser „Spezialität“ recht schlecht bestellt war. — „Belieben Sie mir nur zu sagen, welche Nuance der betreffenden Dame genehm wäre und welche ursprüngliche Haarfarbe verdeckt werden soll.“

„Ach ja — meine Schwester ist blond — von jener matten Nuance, die man aschblond nennt, und ich möchte ihrem Haare etwas lebendigeren Glanz geben, so ungefähr die Farbe reifen Habers, und was ich hauptsächlich betonen will, die Färbung muß vergänglich, abwaschbar sein. Es handelt sich nämlich nur um den Einklang mit einem Kostüm, das sie morgen zu einem Karnevalsfeite, zu einem Maskenball anlegen wird. Wir theilnehmen uns an einer Gruppe, die florentinische Edelleute aus dem vierzehnten Jahrhundert darstellt, und da schwebt mir als reizende Ergänzung zum Kostüm meiner Schwester jenes seltene Goldhaar vor, welches die Pinsel der alten Meister an den Portraits der Florentinerinnen mit so viel Liebe behandelt haben.“

„Ich — begreife ganz wohl,“ entgegnete Dingelmann etwas unsicher. „Es soll sozusagen nur eine Auffrischung von Blondhaar sein, die Verleihung eines blendenden Schimmers, der am anderen Tage von selbst vergeht und keinerlei Veränderung des Haares zurückläßt.“

„Ganz recht. Und haben Sie so ein Mittel, so eine Tinktur?“

„Ich denke wohl.“

Meister Dingelmann wandte sich nach dem einen der Parfümerieschränke, in dessen oberstem Gefach drei verschiedene Flaschen mit Haarfärbemitteln ein einsames Dasein fristeten. Der Fremde betrachtete sich den Lehrling, der seinem Prinzipal dienstfertig die kleine Trittleiter herbeiholte, mit der die Höhe des Schrankes allein zu erreichen war.

„Ja — um es nicht zu vergessen! Sagen Sie, ist hier in der Nähe eine Droschkenstandplatz?“

„Ja wohl, drei Straßen weit. Wenn Sie wünschen, mein Herr, so könnte Ihnen der Bursche da einen Wagen besorgen.“

„Sehr gut! Seien Sie so freundlich, junger Mann — und bitte gleich — ich habe wenig Zeit und kann mich nicht lange aufhalten!“

Nazi flog hinter die Schrankwand nach seiner Müze und stob im nächsten Augenblick schon auf seinen langen Beinen davon, während Meister Dingelmann auf der Höhe seiner Leiter nach einer der drei Flaschen griff.

„Hier, mein Herr, da wäre gerade, was wir brauchen.“

„Ah! — Danke, ich reiche schon! Bleiben Sie nur! Vielleicht wählen wir doch noch anders. Jedenfalls muß ich erst . . .“

Der Fremde entforchte die Flasche, die er dem Friseur abgenommen, roch daran und goß dann einige Tropfen auf das Marmortischchen in seiner Nähe, um die tiefdunkelgelbe Tinktur auch mit dem Auge zu prüfen.

„Lassen Sie mal sehen, was Sie noch haben,“ meinte er dabei, mit einer flüchtigen Kopfbewegung zu den übrigen zwei Flaschen hinauf deutend.

„Da ist nur noch Dunkelbraun und Schwarz,“ entgegnete Dingelmann kleinlaut; er hatte ja nur zu wohl vorausgesehen, daß diese klägliche Auswahl den Kunden nicht befriedigen werde.

„So, so! Na, zeigen Sie immerhin einmal her! Am Ende wäre es ja nicht unmöglich, daß ich mich noch anders entschließe und doch zu der gewöhnlichen Haarfarbe der Südländerinnen greife.“

Dies sagte der Herr, während sich der Friseur umdrehte, um die Flasche mit der Tinktur zum Schwarzfärben herab zu langen.

„Hier, wenn ich bitten darf! — Aber — ich muß bekennen, ich weiß in der That nicht, ob diese Farbe nicht etwa doch noch längere Zeit Spuren zurückläßt. . .“

„Ei, dann freilich können wir sie nicht brauchen. Was denken Sie! Meine Schwester würde nie einwilligen. . . . Gut also, bleiben wir bei der Ersten da!“

Der Herr stößelte die Flasche mit der blonden Tinktur, die er in der Hand behalten hatte, wieder zu, schüttelte sie und betrachtete sie durch's Licht. Dingelmann athmete froh auf und hüpfte von der Leiter herab.

„Unschuldig ist das Zeug doch wohl?“

„Ich übernehme jede Garantie,“ versicherte der Friseur, die Hand auf's Herz legend.

„Auch für die leichte Abwaschbarkeit?“

„Ebenso. Sie können sich vollkommen verlassen.“

„Gut. Dann bitte, wickeln Sie mir das Dings ein und stellen Sie's zur Seite, damit Sie es nicht etwa irrthümlich an einen andern Kunden abgeben!“

Dingelmann hätte dem Fremden auch hierüber sehr beruhigende Versicherungen geben können, beeilte sich aber, seinem Wunsche zu gehorchen, um so mehr als er sah, daß er in die Tasche nach dem Portemonnaie griff.

„Ich bezahle es gleich, um mir die Flasche auf jeden Fall zu sichern. Da — das wird genügen!“

Dingelmann wäre fast ausgerutscht bei der tiefen Verbeugung, mit der er die — zwei harten Thalerstücke begrüßte, die der Freigebige auf das Spiegeltischchen niederklirren ließ, und seine Hände zitterten, während sie die reservirte Flasche in einen Bogen des schönsten Seidenpapiers einwickelten.

„Also morgen?“ sagte er dann, die so splendid bezahlte Waare in ein Extrasack stellend.

„Und wohin soll ich kommen, das Fräulein zu bedienen?“

„Ah! Sie werden das doch jedenfalls hier am besten machen. Wir werden auf der Fahrt zum Valle bei Ihnen einsprechen, schon kostümirt. — Aber es scheint, Sie haben kein gesondertes Kabinet zur Verfügung, wo meine Schwester vor der Neugier anderer Kunden geschützt wäre?“

„Leider nein. Ich glaube Sie jedoch auf das Bestimmteste versichern zu können, daß das Fräulein trotzdem durchaus ungestört sein wird. . . . Gegen Abend habe ich — selten noch Kundschaft zu erwarten. . . .“

„Selten, das schließt doch nicht aus, daß eine Belästigung zu fürchten wäre. Meine Schwester ist sehr schüchtern, müssen Sie wissen. — Da will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Wir werden sehr spät kommen, zu einer Stunde, wo Sie sonst schon Feierabend machen dürften

— sagen wir: nach zehn Uhr. Schließen Sie den Laden eine Viertelstunde vor zehn, ich werde anpochen, Sie lassen uns ein und üben Ihre Kunst bei wieder geschlossenen Thüren. Ich werde Sie für diese Extrabedienung natürlich genügend entschädigen.“

„Ganz nach Belieben!“ flötete Meister Dingelmann unter einem neuen, devoten Bückling. „Ich stehe jeder Zeit zu Diensten.“

Inzwischen war draußen die bestellte Droschke vorgefahren und Nazi stürmte wieder herein.

„Hier ist der Wagen, mein Herr!“

„Danke!“

Der Fremde ließ ein Trinkgeld in Nazi's schier von Freudenschauern durchbebt Rechte gleiten und wandte sich zur Thür.

„Also auf morgen Abends, mein Lieber! Und — daß Sie nicht vergessen: vermeiden Sie jede Anrede der Dame, jede Frage! Sie ist, wie bemerkt, außerordentlich schüchtern.“

„Sie dürfen sich auf die delikateste Bedienung verlassen, mein Herr!“

„Ich will es hoffen!“

Nazi begnügte sich nicht damit, die Ladenthür aufzureißen, sondern stürzte sogar hinaus, dem Fremden den Wagenschlag zu öffnen, während Meister Dingelmann sich an der Schwelle in pendelartigen Verneigungen erschöpfte.

„Wohin?“ fragte der Droschkenkutscher von seinem Boock herab, respektvoll den Hut lüftend.

Der Herr wollte rasch antworten, besann sich aber — im Anblick des ihm wohl allzu dienstfertig erscheinenden Jünglings, der da den Wagenschlag hielt.

„Zum Café Maximilian!“ warf er dann kurz hin und stieg ein.

Der Miethwagen rasselte davon und Prinzipal und Lehrling kehrten in den Laden zurück.

„Das war einmal ein nobler Kerl!“ schwor Nazi begeistert. — Der Meister seufzte.

„Ja, solche Kunden könnten wir brauchen. Schade! Es scheint ein Fremder zu sein, sonst hätte er sich kaum zu mir verirrt — und wird wohl nicht lange in unserer Stadt bleiben.

— Na, jedenfalls soll er mit größter Aufmerksamkeit bedient werden und mit mir zufrieden sein! Du hast gehört, was er verlangt — absolute Diskretion. Daß Du mir also fein den Mund hältst und die zartnervige Dame mit keinem neugierigen Blick belästigst!“

„Seien Sie ganz beruhigt, Meister! Ich will mich so dünn als möglich machen.“

„Schön. Die vornehmen Leute halten ja darauf, daß sie wie von geräuschlosen Mäschinen bedient werden.“

Am Abend des anderen Tages rüstete sich Meister Dingelmann mit seinem jungen „Assistenten“ zum Empfang der in jeder Beziehung außerordentlichen Kundschaft — mit einer Akkuratess und einer stummen Feierlichkeit, als sähe er der verantwortungsvollsten Operation in seinem Berufe als „approbirter Bader“ entgegen. Genau fünfzehn Minuten vor Zehn mußte Nazi den Laden schließen, daß nur durch einen Thürspalt das Licht der Gasflamme hinausdrang, den Erwarteten den Weg zu weisen.

Eine halbe Stunde später rollte eine Droschke in das Gäßchen und hielt vor dem Friseurgeschäft.

„Da sind sie!“ lispelte Nazi, und der Prinzipal drohte ihm schon mit dem Finger, ihn zum Schweigen zu ermahnen, als hinge davon ihr irdisches Heil ab.

Der Mann stieg zuerst aus und half einer dicht vermummten, weiblichen Gestalt aus dem Wagen.

Sie traten in den Laden, von Dingelmann und Nazi nur mit stummen Verneigungen begrüßt. Der Herr mit dem Cylinderhut sprach ebenfalls keine Silbe und bedeutete dem Friseur bloß durch einen Wink, den Laden zu schließen. Nazi that es in einer gewissen fieberischen Erregung, die von Sekunde zu Sekunde zunahm. Diese geheimnißumgebene Dame, die ihr Bruder mittlerweile zu einem Stuhl geführt hatte, fesselte sein ganzes Interesse. Ein dunkler, grünlich schillernder Seidenpelz ohne Ärmel umhüllte die schwächliche, kleine Gestalt vom Halse bis fast zu den Füßen, eine schwarzseidene Gesichtslarve mit dichtem Unterschleier ließ gerade nur die kleinen Ohren und einen schmalen Hautstreifen der Stirne frei; ein kostbarer, schwarzer Spitzenschawl, mit vieler Grazie umgeworfen, bildete die Kopfbedeckung. Ihr Begleiter trug unter seinem Pelze ebenfalls schon das Maskenkostüm, wie aus seiner hellbraunen Beschuhung, dem grauen Trikot an den Waden und aus einer rothen Sammetmütze zu ersehen war, die aus der einen Tasche seines Pelzrockes hervorsah. Zu diesem Aufzuge eines mittelalterlichen Nobils, wie er gestern angedeutet hatte, mußte sein brünettes, gelbliches Gesicht mit dem pechschwarzen Haupt- und Barthaar ganz vorzüglich passen. Aber Nazi hatte nur einen ganz flüchtigen Blick für den Mann. Sein Hauptbestreben richtete sich darauf, die „schöne Unbekannte“ anzuforschen — denn daß sie wirklich schön, „schön wie eine Göttin“ sein

mußte, das war für seine jugendliche Phantasie eine sofort ausgemachte Sache.

Der Bruder zeigte für sie eine ganz außerordentliche Sorgfalt. Er ließ es sich nicht nehmen, ihr selbst alle die Dienstleistungen zu widmen, die zur Vorbereitung des von Herrn Dingelmann bedungenen Toilettenwerkes gehörten. Er nahm ihr geschickt das Spitzenschu ab, nestelte ihr den Kragen des Pelzmantels auf und schlug diesen soweit über die runde Lehne des Frisirstuhles zurück, daß der herrlich geformte, schneeweiße Nacken der Dame, umschlossen von dem goldgestickten Rande einer hellblauen, ausgeschnittenen Kostümtaille, sichtbar wurde.

Wenn aber Nazi darauf gerechnet hatte, nun auch endlich der Gesichtszüge der Dame ansichtig zu werden, so sollte er sich getäuscht haben. Dieser fatale „Bruder“ schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, seine Schwester wie ein Märchengeschöpf zu behandeln, dessen Anblick der profanen Alltagswelt verschlossen bleiben müsse. Er flüsterte ihr einige Worte in einer fremden Sprache zu, die sie nur mit einem leisen Kopfnicken beantwortete. Die Maske nahm er ihr nicht vom Gesichte. Ja, als er bemerkte, daß Nazi unausgesetzt in den Spiegel sah, vor dem die Dame saß, um wenigstens die Augen zu fixiren, die aus der Seidenlarve leuchteten — da rückte er sie mit dem Stuhle soweit seitwärts, daß sie zwischen die beiden Wandspiegel zu sitzen kam und nunmehr ihre Rückseite zu sehen war.

Ehe Meister Dingelmann an sein Werk schritt, bedeutete er dem Nazi unter einem Rippenstoß, sich hinter den Vorhang des „Kämmerchens“ zurückzuziehen, da er sofort wahrnahm, wie lästig dem eleganten Fremden die Gegenwart des neugierigen Burschen war. Nazi war aber gar nicht böse über diese Verbannung; jetzt brauchte er ja dem Prinzipal nicht an die Hand zu gehen und konnte — durch Vermittlung eines Loches in dem verschliffenen Vorhange — seine Beobachtungen in ungestörter Ruhe fortsetzen. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Damenbriefe. Mann: „Was liest Du denn da?“ — Frau: „Brief von Mama.“

— Mann: „Was schreibt sie denn?“ — Frau: „Weiß nicht, habe das Postskriptum noch nicht gelesen.“

— Aus Erfahrung. „Heirathen willst Du? Weißt Du, daß eine Frau viel Geld kostet?“ — „Lieber Papa, keine Frau kostet noch mehr!“